

57, 26.07.12

Allein in Neapel

Pippo Delbono macht sich
Mascagnis „Cavalleria“ zu eigen

Bevor die Vorstellung der „Cavalleria Rusticana“ beginnt, tritt der Regisseur auf. Das erinnert ein bisschen an den Prolog Tonios in Leoncavallos „Pagliacci“, in welchem dieser die Wahrheit der Darstellung und der Empfindungen der Schauspieler beschwört. „Cav“ und „Pag“ gibt es im Opernbetrieb meist als Doppelpack, doch hier in Neapel muss die kleine Anspielung auf das Schwesterwerk reichen. Auch weil das, was der Regisseur Pippo Delbono mit Mascagnis „Cavalleria“ im Teatro di San Carlo anstellt, viel zu eigen und radikal subjektiv ist, als dass man sich ein Pendant dazu vorstellen könnte.

Delbono tritt also im Zuschauerraum vor den Graben, bittet um Entschuldigung und erzählt eine Geschichte. Vor Jahren ging er auf Sizilien durch eine kleine Stadt, die ein Erdbeben zerstört hatte. Zwischen den Trümmern fand er ein kleines Osterlamm aus Stoff. Bis heute bewahrt Bobò – zu diesem gleich mehr – dieses Lamm auf. Dann spricht Delbono noch ein Gedicht, das er in der Schulzeit lernte. Dessen Aussage: Nichts bleibt bestehen, außer die Erinnerung im Herzen. Die „Cavalleria Rusticana“ spielt an Ostern auf Sizilien und endet mit einem Mord; Delbono selbst arbeitete wiederholt in Gibellina, einer vom Erdbeben zerstörten Stadt auf Sizilien.

Seine bisherigen Theaterarbeiten weisen Delbono eigentlich als denkbar ungeeignet für den Opernbetrieb aus. Seit Jahren arbeitet er in Italien mit einer eigenen Truppe zusammen, entwickelt seine Aufführungen zusammen mit diesem reichlich nonkonformen Haufen, zu dem auch Bobò gehört, ein kleines, taubstummes Männlein, das Delbono in einer Klinik aufspürte, als er selbst – letztlich dank Meditation erfolgreich – versuchte, das HIV-Virus zu besiegen. Die Arbeiten Delbonos speisen sich aus dem Seelenleben seiner Mitspieler; eine Arbeitsweise, die er vor einem halben Jahr auch erfolgreich auf ein Staatstheaterensemble übertrug. Im Januar inszenierte er am Münchner Residenztheater „Erpressung“, ein wundersamer, pathetischer, gefühlvoller Abend der präzise durchchoreographierten Entäußerung.

Mit der Vorrede gelingt Delbono das Kunststück, die Aufführung eines Repertoire-Klassikers, den jeder im Saal kennt, zu seiner eigenen Geschichte zu machen. Und Delbono geht noch weiter. Er spielt mit. Er reißt die Türen im kargen, an einen blutroten Kirchenraum erinnernden Bühnenbild auf, lässt die Darsteller herein, schickt Bobò als Ministrant mit schwerem Kreuz über die Bühne, feiert, ein Weinglas schwenkend, das Osterfest im Mittelgang des Parketts, verstreut Rosenblätter, empfindet in einem ekstatischen Tanz auf der Bühne die Musik mit, wenn's ans Sterben geht. Der verblüffende Effekt dabei: Delbonos im Kern werk-, ort- und zeitgetreue, ohne Schnickschnack erzählende Inszenierung wird zu einer Geschichte des kollektiven Gedächtnisses. Indem hier einer ganz allein in Neapel die Handlung als einen Ausschnitt aus seinem eigenen Leben präsentiert, oder zumindest als eine Erinnerung an etwas selbst Erlebtes, rückt er die gesamte Oper, ja selbst die – sauber und kraftvoll interpretierte – Musik so nah an den Zuschauer heran, als würde man Teil einer privaten Erzählung.

EGBERT THOLL